

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 26

Artikel: Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]
Autor: Vuilleumier, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

6. Fortsetzung

„Dabei soll ein Besen auf Englisch broom heissen!“ Mutter Bigler schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ohne e ist broom ein Besen“, korrigierte Trini.

Mrs. Chase stellte erstaunt die Augenbrauen hoch: „soso, ohne e... das hätte nicht einmal ich gewusst, ein Donnerding, eure Kate.“

„Kate spricht und schreibt schon Englisch, wie eine geborene Amerikanerin“, betonte Mutter Bigler stolz, „sie singt sogar englische Lieder ganz fehlerlos.“

Trini wehrte lachend ab.

„Doch, doch“, mischte sich Grossvater ins Gespräch. Er hatte bis jetzt schweigend zugehört und umständlich die kleinen Brocken Brot gekaut: „wir singen miteinander englische Lieder. Nicht weil ich sie etwa besonders schön fände. Aber sie sind nötig, wenn man vorwärts kommen will in diesem fremden Land. Sie sind unerlässlich, heisst es, unerlässlich wie dieses „Kate“... „Kate“, brummte er unzufrieden, als störe ihn allein schon der Klang dieses Namens.

„Magst sie noch nicht, die Kate, hastest die Trini lieber“, lächelte das Mädchen. Auch ihr kam es eigentümlich vor, dass man sie hier Kate nannte. Und doch hatten es alle von Anfang an für richtig gehalten. Den ganzen Tag hörte sie im Geschäft nichts anderes als Kate hier, Kate dort. Nun nannte sogar Mutter sie manchmal Kate, als wolle sie damit zeigen, dass auch sie amerikanisch zu fühlen beginne.

Dabei wusste Kate ganz genau, wie sehr Mutter das Heimweh noch immer in sich trug, wie wenig sie im Herzen amerikanisch fühlte, auch wenn sie nie darüber geklagt hätte. War man nicht hauptsächlich ihretwegen in dieses deutsche Quartier gezogen? Hier schlug Mutter vielleicht doch rascher Wurzeln als in der finstern Down-town, wo man sich zuerst niedergelassen hatte.

Die Strassen sahen sich zwar alle gleich, ob man hier droben an der Ostseite oder unten an der Broomstreet wohnte. Das Haus war aus roten Backsteinen gebaut, hier wie dort, mit dem Gerüst der verrosteten Feuerfluchtlei-

tern davor. Die Wohnung setzte sich aus ähnlichen, hohen, schmalen Räumen zusammen, durch deren Schiebefenster hier wie dort gleich wenig Licht fiel.

Aber die Luft erinnerte Mutter entfernt an daheim. Hier gab es eine „Schwarzwälderstube“ und einen „Schwarzen Adler“. Es gab eine „Österreicher Halle“. Und der Wursthändler an der Ecke bei der Hochbahnstation grüsste Mutter Bigler mit einem freundlichen: „Was wünschen Frau Nachbarin?“ — In der Wiener Bäckerei stand ein blondes Mädchen hinter dem Tisch, mit dem sie holperig Deutsch kauderwelschen konnte. Und der ungarische Spezierer pries seine Ware auf jiddisch an, was beinahe wie Schweizerdeutsch klang.

Die paar heimatlich verständlichen Brocken, die Mutter überall zu hören bekam, taten ihr wohl. Sie wollte von hier wenn möglich nicht so bald wieder fortziehen. Daran dachte auch Trini nicht. Ihr Verdienst war gut. Der hohe Hauszins liess sich leicht damit bestreiten. Zwar stand sie dem Betrieb im Geschäft immer noch etwas fremd gegenüber, als sei die Firma erst in allerletzter Zeit gegründet worden und wehre sich auf eigenartige Weise um ihre Existenz. Doch die übrigen Bureaumädchen nahmen Tag und Arbeit so selbstverständlich hin, dass sich Trini sagte: das sei eben Amerika.

Auch Mutter brachte jede Woche eine nette Zahl Dollars heim. Sie hatte darauf gehalten, sofort nach ihrer Ankunft in Familien als Halbtaghilfe, oder beim Waschen und Putzen mitzuarbeiten. Sie war rasch an andere Hausfrauen empfohlen worden. Wie sie berichtete, fiel ihr die Arbeit leicht. Man kannte hier bessere Hilfsmittel als daheim. Man schaute nicht auf jeden Rappen. Sogar die Dienstmädchen taten gross und erzählten von Wertpapieren und hohen Zinsen und Spekulationen, von Dingen, die Mutter Bigler spanisch klangen, mit denen sie sich aber stillschweigend abfand. Niemand verlangte von ihr mehr, als dass sie ihre Arbeit verrichtete, was sie mit schweizerischer Gewissenhaftigkeit tat.

Wenn nur auch Peter einmal eine feste Stelle finden würde? Er kam wohl immer

da und dort als Handlanger und Hilfsarbeiter unter und brachte seinen Verdienst zum grössten Teil nach Hause. Doch eine dauernde Stelle hatte er bis jetzt trotz Trinis Bemühungen nicht gefunden.

Manchmal wollte der glänzende Wohlstand, von dem alle mit der glücklichsten Miene berichteten, auf Trini beängstigend wirken. Aber die Amerikaner freuten sich wie Kinder daran, nahmen das Gute, wie es der Tag in seiner Fülle brachte, und kümmerten sich nicht um ein Morgen, das noch niemand kannte.

Auch das ist eben Amerika, redete sich Trini ein, ich kann mich nicht so rasch häuten, wie ich es gerne möchte, und doch wäre es bitter nötig, dass ich meine Schweizer Hemmungen endlich ablegte.

Peter dagegen fand sich mit dieser unbeschwerten Lebensauffassung rasch ab. Es war, als wecke sie sein tieferes Wesen recht eigentlich in ihm. Solange er mit einer vorübergehenden Aushilfestelle hier mehr verdienen konnte, als er in Europa auf dem besten Vorarbeiterposten je verdient hätte, solange der leichte Weg angenehm und einträglich blieb, wusste er nicht, warum er in altväterischer Weise sich um etwas anderes bemühen sollte.

Man lebte in einem andern Land, man lebte neuartig und frei. Man kannte keine Vorurteile. Hier war nach der Arbeit jeder gleich geachtet wie sein Nebenmann, sobald er die Überkleider abgelegt hatte. Jeder war ein Herr. Das machte Peter Eindruck. Er fand es gerissen, im weissen Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln an der Bar zu sitzen und mit andern über Politik und Geldverdienen zu diskutieren, als ob er selbst ein geborener Yankee sei.

Er hat sich in diesem einen Jahr seltsam geändert, fiel es Trini ein, das Land und die Grossstadt haben unheimlich rasch von ihm Besitz ergriffen.

... in diesem einen Jahr...

Kein Tag war in diesem Jahr vergangen, an dem die eigenen Leute, vor allem Grossvater Frei, Trinis Aufmunterung nicht bitter nötig gehabt hätten. So vergnügt und unternehmungslustig Grossvater Frei auf der Reise gewesen war, so ängstlich wurde er, sowie man an Land kam und in das Riesenungeheuer New York hineingerissen wurde. Uraltetes Bauernmisstrauen gegen die Stadt und die Städter erwachte in ihm. Das Rauschen des Meeres hatte ihm vertraut geklungen, er wusste nicht weshalb. Das Rauschen der Grossstadt erfüllte ihn mit Furcht.

Besonders in den ersten Tagen hatte es Trini schwer gehabt, die vier Bruchstücke der Familie zusammenzuhalten. Mutter ging verbissen auf Arbeit aus. Grossvater schmolte, als sei ihm ein persönliches Unrecht widerfahren. Er zog sich mit seiner Geige, die er wie ein lebendes Wesen tröstete, in einen Winkel



Der Hirtenknabe mit seinem Gehilfen (Photo O. Furter)

der Kammer zurück, aus dem er kaum zu den Mahlzeiten hervorzulocken war. Wozu auch? Das Brot war schneeweiss und schmeckte wie Stroh, die Milch war dünn, die Butter gesalzen.

Peter verschwand, angeblich auf Stelensuche. Wo er sich in Wirklichkeit herumtrieb, ob er die verdächtigen Bekanntschaften, die er auf der Überfahrt gemacht hatte, weiter pflegte, wusste Trini nicht. Sie sorgte sich um ihn. Er rückte selten mit der Sprache heraus, oder er geriet in ein spottendes Prahlen, gegen das es keinen Damm gab und mit dem er die andern in hastigem Wortschwall überschwemmte. Nur Trini liess den Mut nie sinken.

Sie freute sich am Betrieb der Strassen, an der ungedulden, unruhigen Menge, sie bewunderte den derbgebauten Polizisten, der in den heftigen Winterstürmen mitten im Strom der Wagen und Menschen mit seinen ruhigen Gebärden

die Anweisungen gab, die die Menge wie ein Riesenuhrwerk in geregelter Bewegung hielt.

Nach den Festtagen, die trotz Trinis Bemühungen dunkel und drückend waren, wandelte sich auf einmal alles zum Guten. Trini rückte in ihrer Stelle rasch vorwärts. Neue Familien bewarben sich um Mutters Aushilfe. Peter brachte mehr Verdienst nach Hause. Sogar Grossvater Frei zeigte sich nach und nach zugänglicher. Er fing mit Trini wieder von seinen Plänen zu reden an, von der Metropolitan Oper, von der ruhmvollen Künstlerlaufbahn. Stückweise nur, als suche er Scherben zusammen. Doch das Bild entstand für ihn in seinem alten Glanz.

Als gar an einem silbern flimmernden, warmen Frühlingsabend Mutter Bigler die Nachricht von einer freien Wohnung im deutschen Quartier heimbrachte, da schien ihnen allen das Schwerste überstanden zu sein. Man wartete mit Un-

geduld auf die ersten Sommerwochen, in welchen man hier hinaufzog, wo das Meer nicht mehr so weit war, wo der Himmel sich gross und frei im Osten auftrat, wo man nur einige Minuten nach Westen wandern musste, um im Central Park sich weit weg von aller Grossstadt zu glauben, deren duftige Silhouette unwirklich hinter den Baumgruppen an den Horizont gezaubert blieb.

„Es ist viel gegangen in diesem Jahr, sehr viel...“ sagte Trini, als sie sich wieder zu den andern setzte und Grossvater zuhörte, der plötzlich den Rank zum Plaudern gefunden hatte. Sie hatte abgeräumt und in der Küche etwas für Peter an die Wärme gestellt. Dann sassen sie alle um die Lampe und hörten Grossvaters Geschichten aus seiner Musiker- und Theaterlaufbahn zu. Er berichtete vom kleinen bescheidenen, eigenen Erfolg, den er einmal ernten durfte: „Aber hier drüben, wo sogar die Häuser — nicht etwa nur die Bäume — in den Himmel wachsen, hier kann es Trini viel weiter bringen, als es mir je beschieden war. Wir beide bringen es viel weiter mit einander, das sollt ihr noch erleben...“

Trotzdem die kleine, heitere Frau Chase Grossvaters Geschichten oft gehört hatte, wurde sie ihrer nie müde.

Mai... oh mai..., wie war doch die Welt dieser Schweizer verschieden von der ihren! Wenn der Alte einmal einem Gedanken nachstöberte und Atem schöpfte, hielt Frau Chase es gewöhnlich nicht länger aus. Dann musste auch sie auspacken und erzählen, wie sie im Wiesental auf einem Bauernhof, der an der Strasse von Hausen hinaufsteigt, gegen Geisbühl zu, gelebt hatte. Louise Wirth hatte sie damals geheissen und niemand hatte verstanden, warum sie plötzlich nach Amerika auswanderte und nicht einfach in die Schweiz in Stellung ging und Schweizerfranken heimbrachte, wie die andern taten.

Weil amerikanische Dollars noch etwas mehr wert sind als die Schweizerfranken, hatte sie den andern gesagt, denn sie hätte nie zugegeben, sich nicht und den andern nicht, dass Fritz Flatt, der Husar aus Mambach, ihr Schatz, ganz allein daran schuld war. Er hatte die Louise sitzen lassen und war der Berta Bolliger nachgestrichen — vielleicht nur zum Spass. Aber Louise fühlte sich derart verletzt, dass ihr das Wiesental und der schöne Schwarzwald plötzlich so unausstehlich wurden wie der Fritz Flatt selbst.

In der neuen Welt fand die saubere, zum Lachen leicht bereite Louise Wirth mit ihrem grossen, schwarzen Markgräfler Lätsch, den langen Zöpfen, dem schönen dicht befransten Seidenschal, bald eine Stelle und ihren neuen Schatz, den Vorarbeiter Bill Chase, der das Stickereigeschäft seines Schweizer Vorgesetzten nach dessen Tod übernahm und dann auch seine Louise sogleich heiratete. So wurde aus der kleinen Dienstmagd

